

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 1 (1897)

Artikel: Dolly
Autor: Döbeli, M.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-572324>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

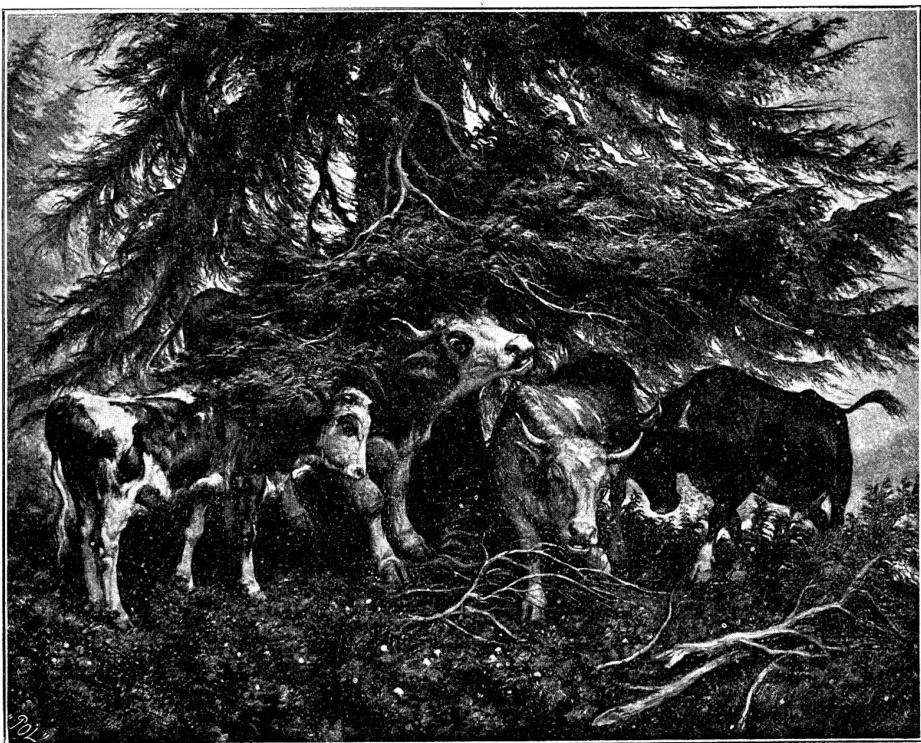
Dolly.

Novelle von M. Döbeli, Grindelwald.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Sie war keine Schönheit, die kleine, schwarze Dolly und sie bildete es sich auch nie ein, es zu sein. Nichtsdestoweniger war sie in ihrer köstlich kindlichen Naivität, in ihrer launenreichen Herzensgüte und dem schuldlosen Nebenmut ihrer zwanzig Jahre ein liebendes Geichöpfchen, in dessen große, träumerische Schwarzaugen die Männer gar zu gern blickten, wenn es der harmlosen Dolly einmal einfiel, sie forschend oder gleichgültig auf den einen oder andern zu richten. Nicht bloß die Männer, auch die Frauen mochten das Mädchen ganz gut leiden, letztere wohl infolge seiner Anspruchslosigkeit und Bescheidenheit. Dolly wußte ja auch so klug und herzig zu plaudern, so silberhell zu

nisse sorgte, das war selbstverständlich Dollys Pflicht — sie that es ja so gerne. Sie wurde dafür reich belohnt, nicht durch Geld oder Geschenke — Dolly nähme solches nicht an — aber durch seine Freundschaft und durch sein Vertrauen. Erst einige Monate kannten sich die zwei, aber es däugte sie, sie wären sich immer nahe gewesen. Sie beide hatten dieselben Götter: Wahheit, Offenheit; unter ihren Fähnen hatten sich ihre Geister rasch gefunden und verfehren gelernt. Fred plauderte mit seinem klugen Hausfrauchen über alles, was immer ihn bewegte, über seine Sorgen und Freuden, über Erfolg und Misgeschick. Ihr idealer Sinn erfaßte und verfolgte alles so



Unter der Wetteranne.
Nach dem Gemälde von R. Koller, Zürich.

lachen, daß man ihr nicht gram sein konnte, wenn sie ihre Wahrheitsliebe einmal gar zu offenherzig werden ließ. Sie selber kümmerte sich eigentlich wenig um die Menschen. Draußen am See hielt sie mit Papa und Großmama Haus und war das ewig unermüdliche, sorgende Mütterchen. Ihre Freunde war die erfüllte Pflicht, ein hübsches Buch und dann und wann eine Gondelfahrt auf dem See und — noch etwas — die Unterhaltung mit ihrem Zimmerherrn. Nicht etwa, daß ihr gegenseitiges Benehmen ein verliebtes gewesen wäre, o nein, und noch viel weniger hätte Dolly die Behauptung gelten lassen, daß sie den stattlichen, hochverehrten Künstler Fred von Alden heimlich liebte.

Sie wußte ja wohl, daß solche Liebe Thorheit wäre, Fred stammte aus hochangesehener Familie und hatte sich bereits den Künstlerruhm erworben, sie aber war ja nur ein armes, ungelehrtes Mädchen. Aber gut sein durfte sie ihm doch und ihn lieber haben als die andern Männer, die ihr eigentlich alle höchst gleichgültig waren. Er stand ja so allein in fremder Welt und hatte niemanden, der für all seine kleinen Bedürf-

raus, nicht bloß seine Seele wußte er von ihr verstanden, auch seine Kunst fand an ihrem feinen Ohr den gerechtesten Richter oder Lobredner. Zwar Lob hörte er aus ihrem Munde selten. Aber wenn er im kleinen Salon des Hauses am Flügel spielte, wenn seine herrliche Stimme süß, wehfliegend oder jubelnd durch die Räume klang und Dolly entweder mit feuchten Augen oder glückstrahlendem Angesichte ihm lauschte — dann war er's zufrieden.

Dass die herzensgute Dolly kein frohes Leben hatte, sah Fred bald. Die Großmutter war launig, kränklich. Der Vater ein ernster, verschlossener Mann, dessen Ideal die Moneten waren. „Das arme Mädchen!“ sagte Fred sich oft, „sie verdiente doch glücklich zu sein. Wenn sie nur einen Gatten wählt, der ihrer würdig ist.“

Er neckte sie einmal deshalb. Dolly ward etwas verwirrt, staunte dann auf die von ihm abseits liegenden Wände, die sie eigentlich schon sehr oft gesehen, und sagte kleinlaut, sie werde nicht heiraten.

Eines Abends kam er zu ihr ins Familienzimmer und da

geschah etwas, woran Dolly nie gedacht, was ihr ganz unmöglich schien.

„Wenn ich eine liebe Frau bringe, Dolly, werden Sie dieselbe auch lieb haben?“

Das Mädchen lachte übermütig auf. „Aber solche Scherze, Herr Alden!“

„Kein Scherz, liebes Haussmütterchen. Werden Sie ihr Einlaß gestatten, wenn — sie mich will? Sie ist schön, Dolly! schön, und — der Lorbeer krönet ihre Stirne.“

Dolly zitterte am ganzen Körper, Fred sah es in der Dämmerung nicht. Lange fand sie keine Antwort. Dann fragte sie ihn, ob sie sich so recht innig verstehen. Das werde kommen, war seine Überzeugung, er habe die schöne Afra leidenschaftlich lieb, darauf beruhe alles Glück.

Und wieder geschah etwas Fremdes. Dolly eilte aufgeregt — ohne Antwort — von der Seite ihres Freundes weg aus dem Zimmer. Fred konnte aus dem Mädchen nicht klug werden. Es hatte doch sonst keine Launenansätze, was sollte nur dies Benehmen?

„So, das ist wieder mein kleines Haussmütterchen, wie ich es immer kannte. Ich danke Ihnen für Ihre Segenswünsche, Fräulein Dolly, ich hoffe Schönes von der Zukunft.“

Und bald darauf hat er sie ihr vorgestellt, seine Afra. Ja, sie war schön. Warum hätte sie nicht einen Mann — selbst einen Mann wie Fred Alden — zu fesseln vermögen? Aber Dolly fühlte es in der ersten Stunde: ihr würde Afra ewig fern stehen. Warum? „Sie ist nicht wie wir! Wenn er unglücklich wird? Wenn er ein eigenfünfzig Kind statt einem Weib sich freit und sie sich nicht verstehen?“

Freds Verlobung mit Afra that dem freundschaftlichen Verkehr mit Dolly wenig Abbruch. Der glückliche Bräutigam machte auch jetzt sein Haussmütterchen zur Vertrauten seiner Seligkeit und dieses war eine willige, geduldige Zuhörerin. Dass Dollys früheres helles Kinderlachen und ihr munteres Geplauder ziemlich verstimmt, daß sie nicht mehr flink und fröhlich wie ein Bögelchen durch die Gänge hüpfte, sondern so sehr, sehr ruhig geworden, das fiel ihm nicht auf — ein heimlicher Seufzer durchflingt des Jubels Töne nie.



Der Eichenwald.

Nach dem Gemälde von Zünd, Luzern. — Das Original befindet sich im Künstlergutti Zürich.

Arme, kleine Dolly! Schon zog im sterbenlosen Nachtwand des folgenden Tages erste Stunde herauf, noch saß das Mädchen, das sonst immer zu dieser Zeit den Schlummer der Gerechten schlief, in seinem Schlafgemach. Mütterchens Lehnsessel hatte es zum Bettet seitwärts gezogen, da saß es, das Haupt in die Decke gedrückt, die Augen offen, über seinem Antlitz ein Ausdruck durchbaren Seelenkampfes. So war es seit Stunden. Müde — müde an Leib und Seele, stand es endlich auf und entkleidete sich langsam.

„Warum bist du von mir gegangen?“ so fragt es in heißer Sehnsucht vor dem Bildnis seiner Mutter, „vielleicht du verständest dein Kind, die du selber unverstanden durch das Leben giengst.“ Am folgenden Vormittag, als Fred von Alden sein Zimmer verließ, trat ihm Dolly im Gang mit lächelndem Gesicht entgegen und bot ihm die Hand.

„Ich war recht unartig gestern, zürnen Sie mir nicht, es kam auch gar zu unerwartet. Ich wünsche Ihnen Glück aus tiefstem Herzen. Wenn Ihre Braut es Ihnen bringt, dann will ich sie sehr lieb haben.“

In Dollys heimatlichem Hause wurde der kleine Salon geräumt und samt drei weiteren Zimmern luxuriös für das junge Paar eingerichtet. Um das Wie kummerte sich Afra nicht, Fred hatte dafür zu denken und zu gebieten. Da kam er denn hundertmal, die kleine Dolly um Rat zu fragen. Sie wußte auch alles so heimelig und mit Chic zu arrangieren. Dann kam sie, die junge Frau. Und wie bei den zwei Neuvermählten das junge, lachende Glück in leuchtender Schöne über die Schwelle hüpfte, da ruhte ein müdes Mädchen in den Armen eines längst bekannten, greisen, stummen Weibes, in den Armen des hartherzigen Leidens, das dem gemarteten Herzen nicht einmal Thränen vergönnte. Oft gingen oder fuhren sie aus, die jungen Gatten, Fred lud Dolly ein mitzukommen. Gewöhnlich dankte sie; dann und wann nahm sie die Einladung aus Unstadsrücksichten an und da schritten sie denn dicht zusammen, das lichte Maienkind und das alte, starre Weib: Glück und Leid. Eine Stunde aber kam, wo Afra ihrem Gatten mißmutig vorwarf, „Dolly und immer wieder Dolly! Als ob die kleine alle Klugheit der Welt verschlungen hätte.“

Des Mädchens zarter Instinkt fühlte das bald heraus. Es zog sich zurück — o, so gern — alte Wunden aufzureißen thut so weh, wie neue schlagen.

Wochen, Monde gingen, während denen Dolly und Fred nichts weiter als flüchtige Grüße tauschten, während denen Fred mehr denn je außer dem Hause weilte und — je länger je mehr sehnfuchtsvoll klagend Lieder sang und unheimlich düstre Melodien spielte. Mit stechendem Schmerz gewann Dolly die Erkenntnis von der Seelenvereinigung ihres Freundes. Sein helles Auge ward so schau, so trüb, so bitter zuckte es oft um seinen Mund.

Gewitternachmittag war es. Der Regen peitschte, der Sturm jammerte, Blitze zickzackten und unheimlich erklang das Brüllen des Donnergottes. Melancholisch grau färbte sich der See, auf seinem Spiegel türmten sich die Wellen, als wollte die eine wütend die andere überfallen. — Frau Afra war ausgefahren, Dollys Vater ebenfalls außer Haus, die schwerhörige Großmutter schlummerte. Dolly selbst befand sich in ihrem Stübchen, die Arbeit lag ruhig in ihrem Schoß. Ihre Ohren hörten zu dem schaurigen Donnergetöse noch des einstigen Freundes aufgeregtes Hin- und Hernandern im Salon. Früher hatte er das nie getan. Und plötzlich klang an ihr Ohr so wilde, wehe Musik, so zügelloses Sichgehenlassen einer leidenschaftlichen, von tiefem, verzehrendem Schmerz durchglühten Fantasie, daß es sie nimmer still hielt — leise — auf den Zehen schritt sie zum Salon unter die halboffenen Türe und lauchte mit wildpochendem Herzen. Als fühlte der Spielende des Mädchens Nähe, wendet er sich um, er sieht sie mit ihren Geisterblicken auf ihn starren und er stürzt auf sie zu, faßt in wilder Leidenschaft ihre Hand, preßt sie, als wolle er sie erdrücken und — sich und alles vergessend — sprudelt er die Worte hervor: „Dolly, so hast Du einmal wieder gelacht? Weißt Du noch, wie schön es war, einst, da Du — — —.“ „Sie vergessen sich, Herr von Alden.“ Wie das Mädchen hebt, wie seine Stimme stockt und zittert, wie es erschauert, selig erschauert unter der Wundersprache, die des Mannes Auge redet! „O Dolly, Du allein verstehst mich, warum habe ich es zu spät erkannt?“

Er will sie an sich ziehen, aber das Mädchen zuckt zusammen — zu spät, ja — und los reißt es sich mit fremder Kraft — „lassen Sie mich!“ Noch will er sie halten. „Sag mir nur eines, ob Du mich nie geliebt. O Dolly, meine innere Seele gehörte Dir allein, ich Thor, warum hab' ich das nicht eher gewußt?“ — — —

Um sein Herz zu fliegen, einmal den Arm um seinen Nacken zu schlingen, einmal — einmal ihn zu küssen und ihm zu sagen: Fred, ich habe Dich lieb — o so unendlich lieb — o wie die Sehnsucht nach diesem Glückesrausch einen Moment in ihrem Innern wühlte! Und doch, sie flog nicht an sein Herz, — gewaltsam fort stürzte sie, fort in ihr Kämmerlein. Dort brach sie zusammen, sie wußte nicht, ob unter der Übermacht ihres Glückes oder Schmerzes. Er hatte sie lieb — o, sie hätte jauchzen mögen, aber — „zu spät,“ ichrie ihr Herz — zu spät.

Stunde um Stunde rann. Fred von Alden hatte gleich nach der Scene das Haus verlassen. Zehn Uhr mochte es sein, als er zurückkehrte. Ein verschlossenes Bittel lag auf dem Tischchen seines Zimmers, er kannte die Aufschrift, sie war von Dollys Hand: Fred, lebe wohl, ich hatte Dich immer lieb, untagbar lieb; ich war stark genug, Dein Glück zu schauen, — jetzt würde ich unterliegen. Ich bin ein Weib, Fred, stärker als ich würde meine Liebe. Leb wohl. — Tags darauf ruhte die kleine Dolly still und bleich auf weißen Linnen. Man hatte sie gestern Abend aus dem See gezogen; sie mußte sich mit ihrer Gondel zu weit hinaus gewagt haben und vom Sturm überrascht worden sein. — So sagte man. Fred saß brütend, stumm neben der Leiche, Afra, die alles wußte, stand ihm zur Seite. Leise legte sie ihre Hand auf seine Schulter. Fred, willst Du verzeihen und mich noch einmal zu lieben versuchen?

Todestraurig sah er zu ihr auf und von ihr weg, zur stillen, frühentschlafenen Menschenblume. Zart erfaßte er Dollys erstarnte Rechte und drückte auf die bleichen Lippen ehrfurchtsvoll den ersten einzigen Kuß. Dann blickte er fragend ernst und streng auf sein zitterndes Weib, seine Stimme klang müde: „Wir müssen unser Glück noch einmal suchen gehen, Afra, und daß wirs finden, das ist, was sie gewollt, sie — meine Dolly.“

Des Wiener Schubertbundes Schweizerreise

15.—30. Juli 1897.

Mit Abbildung.

„Dem Wissen treu,
Im Liede frei.“

Sie! — — Schubert! Wer vermöchte die beiden Begriffe zu trennen! Sind sie doch so aufs innigste mit einander verwoben, daß sich uns, wenn das Eine erwähnt wird, die Vorstellung des Andern unbewußt bildet! Und um wie viel mehr muß das der Fall sein, wenn ein Chor genannt wird, der nicht nur den Namen des unsterblichen Wiener Tondichters führt, sondern sich auch die Pflege der Schubert'schen Chor-Kompositionen zur obersten Aufgabe gemacht und in der Wiedergabe derselben eine unübertroffene Meisterschaft hat,

Adolf Kirchl.,
Chormeister des Schubertbundes.

wozu das liebvolle Studium dieser Werke und das markig frische, warme und schöne Stimm-Material des Vereines gleichmäßig beigetragen haben.

Wie sehr die Kunst in der ganzen Schweiz geschätzt wird und die Leistungen des „Wiener Schubertbundes“ anerkannt werden, mag man daraus ersehen, daß denselben von einer großen Anzahl größerer und kleinerer Städte Einladungen zu gingen, sobald es bekannt wurde, daß der mächtige Männerchor in der zweiten Hälfte des Monates Juli eine Schweizerreise

plane. Aber die lustigen Wiener, die — wie wir hoffen — uns auch ihre hübschen Wienerinnen recht zahlreich mitbringen werden, wollen nicht bloß singen, sondern auch unsere schönen Berge und Seen genießen. Sie werden daher, außer in Zürich, nur noch an zwei oder drei anderen Orten konzertieren.

Der Schubert-Festnummern der „Neuen Musikalischen Presse“ entnehmen wir über den „Schubertbund“ folgende statistische Daten: Der Verein wurde im Jahre 1863 von Franz Mai in Wien gegründet. Er hatte ursprünglich 86 ausübende Mitglieder, — sämtlich Lehrer an Wiener Volksschulen, — deren lange gehegter Wunsch es war, den deutschen Männergesang zu pflegen.

Kaum vier Monate nach der Gründung trat der „Schubertbund“ zum erstenmal öffentlich auf, indem er Schuberts „Deutsche Messe“ in der Augustiner-Kirche zur Aufführung brachte.

Im Jahre 1864 erzielte der Verein in Wiener Neustadt mit dem Einzelvortrag von Schuberts „Rachgefäng im Walde“ aus Anlaß des I. Bundesfestes des niederösterreichischen Sängerbundes einen außerordentlichen Erfolg, im darauffolgenden Jahre betrat er zum erstenmale den Boden des Konzerthauses — im kaiserlichen Redoutensaale in Wien — und nun folgte Triumph auf Triumph. Die erste Sängerausfahrt fand im Jahre 1865 nach Gmunden statt.

Im Jahre 1870/71 erfolgte die Trennung des „Schubertbundes“ von dem Ersten Wiener Lehrerverein „Die Volkschule“, aus dem er hervorgegangen war. Hauptveranlassung dazu war der Umstand, daß die Statuten des jetztgenannten Vereines der Entwicklung des Schubertbundes insoferne im Wege standen, als sie Mitgliedern, die nicht dem Lehrerstande

